



Uli Aigner wurde 1965 in Österreich geboren, machte mit 15 eine Töpferlehre und studierte anschließend an der Angewandten in Wien. Mit Buntstiftzeichnungen wurde sie bekannt, 2014 begann sie ihr „One Million“-Projekt.

Foto Juan C. Bautista/KPM Berlin

# „Wer miteinander isst, schlägt sich zumindest nicht den Schädel ein“

Die österreichische Künstlerin Uli Aigner will bis zu ihrem Lebensende eine Million Porzellangefäße von Hand drehen. Und wenn sie es nicht schafft? Hat sie schon einen Plan, wie es weitergehen soll.



Bildhauerin und Designerin Trude Petri wählte für ihre Service „Arkadia“, „Urbino“ und „Urania“ eine reduzierte Formensprache. Bis heute prägt diese die Königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin.

Foto KPM Berlin

**Frau Aigner, bis zu Ihrem Lebensende wollen Sie eine Million Porzellangefäße drehen. Wie kommt man auf so eine Idee?**

Es ist meine Antwort auf den sich stark verändernden Kunstbetrieb, eine Art Gegenwehr. Ich habe mir einen Namen als Künstlerin gemacht, ich zeichne, habe unterrichtet, kuratiert. Aber ich wollte etwas ändern. Als mein Mann, unsere Kinder und ich von München nach Berlin zogen, hatte ich gerade meinen 50. Geburtstag gefeiert. Und mich gefragt: Was will ich eigentlich tun?

**Und dann kamen Sie auf eine Million Porzellangefäße?**

Ich mag das Gefühl, aus nichts etwas zu schaffen. Aus einem Stück feuchter Erde einen Gebrauchsgegenstand zu machen, den jeder Mensch überall auf der Welt benutzen kann. Und ich wollte etwas, das in direktem Bezug zu meinem Körper steht. Ich wollte mich an eine Drehscheibe setzen. Das sind die Momente, wo ich körperlich spüre, dass ich hier und jetzt bin. Es geht dabei nicht um die Geschwindigkeit, sondern ums Machen. Ich brenne alles in unserem Wohnatelier, in einem Raum hinter der Küche. Meine Familie dachte, ich sei völlig übergeschnappt. Die fragten: „Gehst du jetzt auf Töpfermärkte?“ Nein, sagte ich: Das, was ich schaffe, gehört immer schon jemandem.

**Sie arbeiten grundsätzlich nur auf Bestellung. Warum?**

Hinter jedem Gefäß steckt mindestens ein Mensch, der mit mir geredet hat. Alles bezieht sich funktional und formal auf Wünsche, Vorlieben und Sehnsüchte. Ich will nicht überheblich klingen, aber ich glaube, dass diese Erfahrung etwas mit den Menschen macht. Dieses Gefühl, dass da eine Person sitzt, die für dich persönlich ein individuelles Objekt erschafft. Das kennen viele überhaupt nicht mehr. Mein Atelier ist an Freitagen für alle geöffnet, man muss nur einen Termin ausmachen.

**Jedes Objekt trägt eine fortlaufende Nummer, den Standort dokumentieren Sie auf einer digitalen Weltkarte. Ihre Werke stehen in mehr als 50 Ländern; auf den Färöer-Inseln, in Kamerun oder Myanmar.**

Seit 2014 versuche ich, eine Spur durch die Gegenwart zu legen. Mein Mann kümmert sich um die gesamte Logistik und um die Dokumentation, täglich erreichen ihn Mails von Besitzern, die umgezogen sind, ein Gefäß gekauft oder verschenkt haben. Vor sechs Jahren habe ich für das Bauhaus-Jubiläum 207 Gefäße gedreht und jedes mit dem Namen eines Staates graviert. In der Akademie der Künste wurde eine lange Tafel gedeckt, an der Menschen aus 110 Nationen Platz nahmen. Jeder Gast erhielt ein Gefäß – verbunden mit der Bitte, es irgendwann in das Land zu bringen, dessen Namen es trägt.

**Also arbeiten Sie an einer Art globalen Porzellan-Gemeinschaft?**

Ich bezeichne das Ganze als Weltperformance. Wer miteinander isst, schlägt sich zumindest nicht den Schädel ein. Auf der Museumsinsel in Berlin plane ich gerade eine Soirée für alle, die eines meiner Gefäße besitzen. Man muss es nur mitbringen. Oder kann eines vor Ort bekommen.

**Was für eine Gruppe käme da zusammen?**

Parlamentarier, Obdachlose, Künstler – meine Arbeiten ziehen sich durch alle Milieus. Für mich bedeutet Kunst nicht, Karriere zu machen, um nur noch in elitären Kreisen unterwegs zu sein. Nichts gegen diese Kreise, aber ich will mit allen Menschen ins Gespräch kommen, die diese Welt mit mir teilen. Ohnehin sollten wir weniger Angst haben voreinander. Ich habe meine Gefäße an die verschiedensten Menschen gebracht: den chinesischen Botschafter, eine Slum-Community in Florida, das Whitney-Museum in New York, aber auch schon zu einem Wohnheim für alkoholkranken Männer in Berlin.

**Denen haben Sie dann Porzellan mitgebracht?**

Mir ist bewusst, wie absurd und übergriffig das scheint. Eine komische Künstlerin, die denen was schenkt, und dann auch noch Porzellan, ist wohl das Letzte, was sie brauchen. Das ist ein Heim für Leute, die nicht mehr heilbar sind. Die leben da zwei, manchmal noch vier Jahre. Aber sie leben in Würde. Ich habe mich dort vorgestellt und einfach gefragt, was sie schön finden. Und ob ich etwas für sie machen darf.

**Wie haben sie reagiert?**

Sie waren etwas erstaunt, dass da jemand ist, der sie anschaut, sich für sie interessiert. Nach langen Gesprächen entstanden Becher für ihre Lieblingsgetränke, mit ihren Namen eingraviert. Sie haben sich sehr gefreut, und auch ich habe mich gefreut, dass ich sie damit berühren konnte. Mittlerweile sind einige von ihnen verstorben. Ihre Becher stehen jetzt in der Gemeinschaftsküche, als Erinnerung.

**Und wie kam das mit dem chinesischen Botschafter?**

Er hatte von dem Projekt gehört und brauchte Gastgeschenke für eine Runde deutscher Wirtschaftsbosse. Also lehnte ich die Form meiner Becher an historische Ming-Kelche an. Der Botschafter lud mich spontan noch mit zum Essen ein, und dann saß ich da mit den Männern aus Wirtschaft und Hochfinanz und habe ihnen von „One Million“ erzählt. Und auch sie fingen sie an zu erzählen. Einer hat mir sein Herz ausgeschüttet. Von Idealen, als er jünger war, und wo sie eigentlich geblieben sind. Seit ich mich mit meinem Porzellanprojekt beschäftige, habe ich einen anderen Zugang zur Welt und zu Menschen.

**Warum eigentlich Porzellan und nicht Ton? Was fasziniert Sie an dem Material?**

Dass es so beständig ist. Durch die hohen Brenntemperaturen von 1300 bis 1400 Grad ist Porzellan nicht so porös wie Keramik, sondern dicht wie Stein. Was ich herstelle, kann ohne Weiteres tausend Jahre überdauern. Porzellan ist



Für KPM produzierte Uli Aigner 150 Becher und 150 Schalen, die nicht von ungefähr Trude Petris Service „Urania“ ähneln: Aigner nahm die Gipsform, ließ das obere Drittel abschleifen und drehte das Porzellan darüber frei weiter.

Fotos Tom McCallie (2), Juan C. Bautista/KPM

für mich aber auch ein politisches Material, ein Speichermedium. Das Töpfern gehört zu den ältesten Kulturtechniken der Menschheit. Alle Artefakte, die wir in der Erde finden, erzählen uns etwas über das Leben der Menschen in der Vergangenheit. Was ich mache, ist also eine Art Archäologie der Gegenwart.

**Zuweilen interpretieren Sie auch historische Gefäße: Für die Königliche Porzellan-Manufaktur Berlin haben Sie gerade Becher und Schalen der Designerin Trude Petri als Vorlagen gewählt, deren reduzierte, ans Bauhaus angelehnte Tafelservice heute weltberühmt sind.**

Mich fasziniert die Geschichte der europäischen Porzellanmanufakturen. Wer zu welcher Zeit warum eine eigene Manufaktur gründete, erzählt immer etwas über Macht, Politik und Gesellschaft. Als ich durch das Archiv von KPM geführt wurde, bin ich immer wieder auf den Namen Trude Petri gestoßen. Ihre modernistische Formensprache hat mich einfach angesprochen. Und dann dachte ich mir: Ich bringe einfach ein bisschen Bewegung in die Moderne.

**Inwiefern?**

Ich habe für KPM 150 Becher und 150 Schalen produziert, ausgehend von Trude Petris „Urania“-Kollektion aus dem Jahr 1938. Diese Serie mag ich besonders, weil die Objekte so ausschauen, als würden sie schweben. Ich habe die Gipsformen, in die sie gegossen oder eingedreht werden, um ein Drittel abschleifen lassen und dann das Porzellan mit meinen Händen in die Form und den oberen Teil frei weitergedreht. Der freidrehte Bereich zeigt unverstärkt die Drehrillen, Wellen und Kanten und ist unglasiert, damit der Herstellungsprozess ablesbar bleibt. In der Manufaktur war man freundlicherweise einverstanden damit, dass ich jeden der Arbeitsschritte selbst machen will. Nicht weil ich dachte, dass sie es nicht können. Sondern weil ich die über 250 Jahre entstandenen Prozesse von Grund auf verstehen wollte. Es war handwerklich eine große Herausforderung für mich.

**Glauben Sie, dass Sie jemals müde werden vom Drehen?**

Nein. Es fordert Disziplin, aber ich genieße das. Es ist ja irrsinnig spannend. Mein Projekt führt Menschen aus der ganzen Welt zu mir und mich zu ihnen. Und anders als im Kunstbetrieb als junge Künstlerin muss ich niemanden mehr erst von meiner Arbeit überzeugen, weil ich jetzt überall gefunden werden kann. Ich will Porzellan wieder relevant machen, es aus den Schränken der Großeltern herausholen.

**Ihr „One Million“-Projekt läuft jetzt seit zehn Jahren. Bei welcher Nummer sind Sie angekommen?**

Da muss ich nachschauen. Ich führe Buch über alle Objekte. Wie sie aussehen, wie viel Porzellan ich verwendet habe, welchen Durchmesser sie haben, wer der Abnehmer ist. Aktuell bin ich bei Nummer ... (sie blättert in einem Buch) 10.680.

**Wenn Sie in diesem Tempo weitermachen, sind Sie in ungefähr eintausend Jahren fertig.**

Das passt doch wunderbar. Mir ist klar, dass ich das nicht schaffen kann in meiner Lebenszeit. Eine Million ist eine narrative Zahl, genauso wie Ewigkeit ein Narrativ ist. Aber es ist ein Raum, innerhalb dessen ich manövrieren kann. In meinem Umfeld gab es zwei Suizide. Damals begann ich, über meine verbleibende Zeit nachzudenken. Ein Stück weit vermesse ich mit diesem Projekt also auch mein Leben. Breche aus meiner kurzen Lebensspanne aus. Übrigens: Wenn ein Stück zerbricht, kann man es mir zurückbringen und bekommt ein neues. Ich gebe 300 Jahre Garantie.

**Wie soll das funktionieren?**

Ich bin schon immer sehr technikaffin, war die dritte Person in Österreich mit einer eigenen E-Mail-Adresse. Wir arbeiten gerade an der Entwicklung einer generativen KI, einer Art anschlussfähigem Chatbot, der nach mir die Gespräche mit den Menschen weiterführen wird. Auf dieser Grundlage können weitere Porzellangefäße entstehen – bis die eine Million erreicht ist.

**Und wer formt die? Ein Roboter?**

Vielleicht, irgendwann? Wobei ich der Überzeugung bin, dass wir zumindest durch die Komplexität unserer körperlichen Fähigkeiten den Robotern überlegen bleiben werden. Mein Projekt zielt nicht darauf ab, mich selbst zu verewigen. Vielmehr geht es um die Wahrnehmung, wie sehr wir mit unseren Körpern heute in digitalen Informationsströmen leben. Mit den Gefäßen pflanze ich chronologisch nummerierte, kleine Porzellan-Meilensteine in das Leben von Menschen jetzt und der nachkommenden Generationen. Diese Arbeit hilft mir, zu verstehen, was es bedeutet, heute, hier und jetzt ein Mensch zu sein.

Das Gespräch führte Florian Siebeck.